



FORUM: Postkoloniale Arbeiten / Postcolonial Studies

MARKUS JOCH

**Testfall Frobenius.
Kolonialismus als Literatur und Kultur**

Auch Kritikern einer kulturwissenschaftlich erweiterten Germanistik ist bekannt, daß der thematische Einzugsbereich von Literatur unbegrenzt ist und ihre Bedeutung sich nur im kulturellen Kontext bestimmen läßt. So wird kaum jemand bezweifeln, daß an deutschen Kolonialromanen mentalitätsgeschichtliche Besonderheiten des wilhelminischen Imperialismus ablesbar sind und umgekehrt politisch-historische Hintergrundinformation zum besseren Verständnis dieser literarischen Reihe beiträgt. Das von Klaus Scherpe geleitete Forschungsprojekt zur Kulturgeschichte des Fremden in der deutschen Kolonialzeit hat sich jedoch nicht damit begnügt, die Literaturwissenschaft stoffgeschichtlich zu ergänzen, sondern darüber hinaus das Untersuchungsfeld des Literarischen selbst verändert, sich auf die Inszenierungen des Fremden disziplinenübergreifend konzentriert. Wir sind davon ausgegangen, daß sich auch ethnologische oder medizinhistorische Dokumente unter der für Literatur konstitutiven Leitdifferenz interessant/uninteressant beobachten lassen. Das Kriterium ‚interessant‘ erfüllte ein Text dann, wenn er einen Kreuzungspunkt zeittypischer Wahrnehmungsmuster und Darstellungstechniken, respektive die medialen Auftrittbedingungen außereuropäischer Fremde markierte. Die Verdichtungen kenntlich zu machen war Aufgabe von Entries, die den Faktenreichtum eines Handbuchs mit der argumentativen Anlage eines Aufsatzes verbinden sollten. Das Kompendium hat sich mosaikartig aus gut 50 solcher Artikel zusammengesetzt.¹

Im folgenden wird aus Platzgründen lediglich die Struktur eines der Entries skizziert. Als Beispiel eines diskursiven Knotenpunkts wähle ich die Präsentationen Schwarzafrikas beim frühen Leo Frobenius, des populärsten Vertreters der wilhelminischen Völkerkunde. Seine Expeditionsberichte vom Kongo aus den Jahren 1905 bis 1907 strotzen nur so vor Rassismus, gleichwohl erlaubt es gerade das ideologisch kontaminierte Material, zu verdeutlichen, *wie* Stereotype vom schwarzen Menschen im Kaiserreich lanciert wurden. Wirkung erzielte der junge Frobenius, weil er als reisender Ethnologe zwischen der Rolle des bloßen

¹ Vgl. Alexander Honold / Klaus R. Scherpe (Hg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Stuttgart 2004.

Schreibers, des aufzeichnenden und informierenden *écrivain*, und der des *écrivain* changierte, eines Schriftstellers, der sich auf ein für das zeitgenössische Publikum unterhaltsames Erzählen verstand. Im zweiten Schritt kontrastiere ich die auf der Schnittstelle von Ethnologie und Trivalliteratur angesiedelten Texte mit einer thematisch und topographisch benachbarten Erzählung, die jedoch zur buchstäblichen, mehr, zur Weltliteratur zählt. Abschließend sind die Implikationen von Frobenius' Kulturkreis-Konzept zu umreißen.

I. Die Völkerkunde um 1900 führte die Tatsache, daß sich in weit voneinander entfernten Erdteilen zahlreiche Elemente des geistigen und materiellen Kulturbesitzes finden lassen, die in Form und Funktion übereinstimmen, auf Diffusion zurück, sei es durch Völkerwanderung, sei es durch mündliche Überlieferung oder Handel. Das Verbreitungsgebiet identischer Güterreihen brachte als erster Frobenius auf den terminus technicus der Kulturkreise, doch waren diejenigen seiner frühen, vor der Expedition verfassten Arbeiten arg weit geschnitten. So sollte der „malajo-nigritische“ Kreis sich von Ozeanien nach Westafrika erstrecken, bestehend aus Elementen wie Bambusbogen, Bananenbau, Holzpauke und – hoher Wertschätzung von Kunst. Nun ist letzteres Merkmal so allgemeiner Natur, daß nicht einmal der indirekte Kontakt durch tausende Kilometer getrennter Völker zwingend erscheint. Von den papierenen Ordnungen eines Schreibtisch- und Museumsethnologen suchte sich Frobenius 1904 zu lösen; die Erforschung der Bantu-Stämme am Kongo versprach eine realistischere, auf überschaubare Gebiete formatierte Konstruktion kultureller Einheiten.

Daß die Reiseroute nicht durch deutsches Kolonialgebiet führte, sondern in das der Konkurrenz, hier in das der Belgier, kennzeichnete die meisten seiner Expeditionen. Wie auch anders, sie dienten ihm zur Überprüfung einer stark auf materielle Kulturgüter fixierten Theorie und zur Anlage ethnographischer Sammlungen, nicht aber eigentlicher Feldforschung, die für die deutsche Kolonialmacht verwertbar gewesen wäre.² Als Kolonialwissenschaftler kann Frobenius allerdings gelten, soweit er die Infrastruktur der anderen nutzte. In diesem Fall waren es die Handelsniederlassungen der Compagnie du Casai, die Versorgung und Unterkunft gewährten, einheimische Trägerkolonnen vermittelten und sich als Basislager für die Erkundungsmärsche eigneten.

Wie besessen sammelt der Deutsche Informationen zu indigenen Trachten, Tatauierungsmustern, Musikinstrumenten, Fetischen, Sexualriten und Totenkulten – um nur eine kleine Auswahl zu nennen. Der Inventarisierungswahn füllt am Ende neunzehn Tage- und dreißig Notizbücher; die Fülle der Aufzeichnungen zeugt von einer sich obsessiv entwickelnden Sammelleidenschaft, die den ursprünglichen Zweck, eine Basis für ethnologische Argumentation zu schaffen, überbordnet.³ Daß der ursprüngliche Zweck der Reise während derselben zurücktritt, hängt auch damit zusammen, daß der ehemalige Kaufmannslehrling in großem Stil Gegenstände der Alltags- und Zeremonialkultur erwirbt (im ungleichen Tausch gegen europäische Gebrauchsgüter). Für seine gewaltigen Lieferungen von Exotica hat er

² Den Austausch mit einheimischer Bevölkerung zum Zweck des Beherrschens durch Verstehen praktizierte Richard Thurnwald in den melanesischen Besitzungen des Kaiserreichs. Vgl. Manfred Gothsch: Die deutsche Völkerkunde und ihr Verhältnis zum Kolonialismus. Baden-Baden 1983.

³ Vgl. zum obsessiven Zug der Kolonialethnologie Johannes Fabian: Im Tropenfieber. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas. München 2001, bes. S. 251 ff.

zuvor im Hamburger Völkerkundemuseum einen zahlungskräftigen Abnehmer gefunden. In dem Maß, in dem er unterwegs realisiert, daß die Kooperation mit Hamburg funktioniert und ihm auch in Zukunft finanzielle Unabhängigkeit von den Universitäten verschaffen kann, beginnt sich der akademische Außenseiter von der geplanten Bantu-Ethnographie de facto zu entfernen. Ohne die ‚wissenschaftliche‘ Sammelbewegung abzubrechen, verwendet er mehr und mehr Zeit aufs Schreiben, Ausschmücken, Erzählen; lockere Anekdotenfolge und subjektiver Stimmungsbericht beginnen die nüchterne Ethnographie zu dominieren. Sich die Lizenz zum Unterhalten zu erteilen, liegt für den Autor umso näher, als er mit dem Berliner Lokalanzeiger einen Vertrag als Reporter geschlossen hat. Die schon in der Buchfassung (*Im Schatten des Kongostaates*, 1907)⁴ durchscheinende Tendenz zum Erlebnisbericht bricht in den Artikeln vollends durch.

Wenn der „am Kongo weilende Spezialberichterstatte“ etwa „das Grauensvolle, die Menschenfresserei“⁵ rapportiert, nimmt er einen Topos auf, der seit der Entdeckung der Neuen Welt zu den stabilsten in der Darstellung der ‚Wilden‘ zählt und doch ein immergrünes Sujet abgibt, dessen sich um 1900 auch zahlreiche Berichte aus Melanesien bedienen.⁶ Ähnlich wie der dort weilende Unterhaltungsschriftsteller Stephan von Kotze schätzt Frobenius am Kannibalismus-Motiv, daß es neben einem gewissen Thrill die Möglichkeit bietet, in die Rolle des älteren Menschheitsbruders zu schlüpfen, der immer wieder kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen muß, daß die Lernfähigkeit des Jüngeren zu wünschen übrig läßt. Die trübe-selbstgefälligen Pointierungen gelten einem verschämt eingestandenem Atavismus der Eingeborenen: „Erst nach langen Redereien erfahre ich, daß der Knochen vom letzten Mahle ist. Dazu folgt aber sogleich die beschwichtigende und eingrenzende Ergänzung: ‚Wir essen sehr selten Menschen.‘ Das ist ja immerhin beruhigend und erfreulich, erinnert mich jedoch an die Erklärung eines Mumballa, die mir später zuteil ward: ‚Wir sind keine Menschenfresser, wir essen nur die im Kriege Getöteten.‘ Man sieht welche feine Unterschiede es gibt.“⁷ Dem Verdacht, ein Kulturgefälle zwischen Schwarz und Weiß effekthascherisch glauben zu machen, konnte Frobenius freilich leichter als von Kotze entgehen, da er bei aller Spekulation auf Sensationswerten den Anspruch auf seriöse Ethnographie *aufrechterhielt*.

An einer Selbstinszenierung als Abenteurer hinderte das nicht. Die zynische Beiläufigkeit, mit der der bewaffnete Gelehrte tödliche Schüsse auf einen widerspenstigen Badinga erwähnt (SK 173), bildet das Komplement zur Normalhaltung, einer paternalistischen Heroik, die mit konsequenter Infantilisierung der Einheimischen einhergeht. Das läßt sich, was die Buchfassung betrifft, in nuce an einer Episode vom 13. April 1905 erhellen (SK 129-131), die um eine Begegnung mit den kriegerischen Babunda kreist. Schon die Erwähnung des Datums stellt einmal mehr die Intimität des veröffentlichten Tagebuchs her. Wiedergegeben wird eine Kampfhandlung, während der die schwarze Begleitmannschaft zunächst der Mut verläßt. Sehr bald jedoch richtet sie sich an Entscheidungsfreude und Uner-

⁴ Leo Frobenius: *Im Schatten des Kongostaates*. Berlin 1907. Sigle im folgenden: SK.

⁵ Leo Frobenius: *Kannibalenleben*. In: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 15.7.1907.

⁶ Vgl. Markus Joch: *Herbst 1888: Otto Finsch rettet die Ehre der Menschenfresser*. In: Honold / Scherpe [Anm. 1], S. 127-135.

⁷ Frobenius [Anm. 5].

schrockenheit des weißen Führers wieder auf. Dabei bezieht die Passage ihre atmosphärische Dichte nicht allein aus dem süffigen Stil des Autors. Zum Pfeilregen der Babunda läßt der Erzähler auch noch ein heftiges Tropengewitter einsetzen – und genau an dieser Stelle stößt der Leser auf die Photographie eines im Regenwald einschlagenden Blitzes (SK 130). Ein darüber verzagender Beobachtungsposten muß in vorzivilisatorischer Manier zur Vernunft gebracht werden: „Ich gab ihm eine Ohrfeige und jagte ihn auf seinen Posten zurück.“ (ebd.) – Stellen wie diese lassen erkennen, daß das Zusammenspiel von Text und Bild für eine Dramatisierung und Authentisierung sorgt, die auch die rassistischen Stereotype unterschwellig beglaubigt. Die großzügige Illustration, mit der *Im Schatten des Kongostaates* aufwartete, verdankte sich einem Fortschritt in der Bilddrucktechnik. Die Ende der 1880er Jahre entwickelte Autotypie erlaubte bei Zeichnungen wie Lichtbildern durch ein Rasterverfahren die Wiedergabe von Halbton-Abstufungen. Damit wurde eine schnelle und preiswerte Reproduktion möglich. Die für einen Reisebericht aus Afrika bis dahin singuläre Vielzahl von Bildern zu Flora, Fauna, Witterung und Expeditionsleben sorgte nun nicht nur für eine fesselnde Stimmung von Exotik. Verstärkt wurde vor allem die schon vom Text herausgestellte Autorität des Dagewesen-Seins. Eine visuelle Anschauung verleiht den Worten nun mal „eine Aura von Realismus und Glaubwürdigkeit“.⁸ Der Eindruck einer unbezweifelbaren, ‚naturalistischen‘ Dokumentation ist auf die verbal erzeugten Bilder vom schwarzen Menschen zweifellos übergegangen.

II. Gleichwohl versteht sich der Autor auch auf ein anderes Register der Selbst- und Fremddarstellung, nämlich das der freundlich-jovialen Kooperation. Zu denken ist an die lobenden Worte für den zuverlässig untertänigen Schwarzen, verkörpert von einem Koch, der sich zudem als treffsicherer Schütze auszeichnet. Die Zusammenarbeit von Schwarz und Weiß in einer flachen, zivilisierten, wenn auch klaren Hierarchie ist die eine Suggestion, auf die sich ein Kolonialismus des guten Gewissens zu stützen weiß. Die andere besteht darin, die deutsche Rolle – streng aber gerecht – deutlich von der der weißen Peiniger abzugrenzen. Als Erklärung für die erwähnte Feindseligkeit der Babunda führt Frobenius die üblen Erfahrungen an, die sie mit einem Monsieur Josti gemacht hätten, einem Kautschukhändler, dessen Faktorei ein Bild des Grauens geboten habe. „Verwesende Leichen verpesteten die Luft. So hatten wir unter den Nachwirkungen der Ausschreitungen dieses Mannes zu leiden.“ (SK 131f.) Nicht, daß an der grundsätzlichen Legitimität der Verwertung schwarzer Arbeitskraft zu zweifeln wäre, für den Deutschen ist „die gesunde Erziehung eines gesunden Arbeitszwangs“ (108) so geboten wie unvermeidlich. Innerhalb der schicksalhaften Entwicklung aber werden Unterschiede gemacht. So preßten die Belgier Kautschuk und Elfenbein aus dem Land, ohne selbst für neue, langfristigen Ertrag versprechende Pflanzungen zu sorgen. Am bedauerlichsten die unnötig brutale Durchsetzung der Produktionsziele – der Kongostaat suche die Menschen durch Furcht zur Arbeit zu zwingen, statt sie durch ein System von Gratifikationen zu erziehen. Verantwortlich für die Mißstände sei, daß die belgische Gesellschaft ihre negative Auslese in die Kolonie verfrachte. Während das deutsche Kolonialprojekt in den Händen geschulter Kaufleute und verantwortungsvoller Beamter liege,

⁸ Fabian [Anm 3], S. 353.

agierten in der Privatkolonie Leopold II. unglücklich Verliebte, Bankrotteure und Glücksritter, Gestalten, die den Verlockungen ihrer Macht – Plünderung, Alkoholismus, sexuelle Exzesse – zwangsläufig erliegen. Monsieur Josti soll für den traurigen Höhepunkt von Auswüchsen stehen, die einer deutschen, mithin sauberen Kolonialmission nicht zu denken geben müssen. Insofern erlaubt der Expeditionsbericht eine symptomale Lektüre, die auf eine für die kolonialen Nachzügler typische Mentalität verweist.

Aber nicht nur auf sie. Die auf der Folie des Kongo-Staats konturierten Phantasien eines unschuldigen Imperialismus, die reinlichen Unterscheidungen von europäischer Überlegenheit und afrikanischer Barbarei, zu vermittelnder Arbeitsmoral und schierer Ausbeutung, kontrastieren der Parallelerzählung, die Joseph Conrad ebenfalls am Kongo angesiedelt hat. Während Frobenius sich im Namen der Kultur als Kraftnatur aufführt, die Barbarei aber verbal exterritorialisiert, beginnen dem Helden aus „Heart of Darkness“ die Gewißheiten zu schwinden. Zementiert Frobenius die Entgegensetzung von Normalität und Auswuchs, erlebt Marlow, selbst ein Agent der Handelskompanie und des Arbeitsideals als seelischer Stütze durchaus bedürftig, die Barbarei im Wohlgeregelten, die kontraktgemäße Vernichtung durch Arbeit: „Auf der Klippe explodierte wieder eine Sprengladung, und durch den Boden unter meinen Füßen lief ein leises Beben. Die Arbeit ging weiter. Die Arbeit! Und dies war der Ort, wohin sich einige der Helfer zurückgezogen hatten, um zu sterben. Sie starben langsam – das war sehr deutlich. Sie waren keine Feinde, sie waren keine Verbrecher, sie waren nichts Irdisches mehr – nichts als schwarze Schatten der Krankheit und des Hungers [...]. Herangeschleppt aus allen Schlupfwinkeln der Küste, mit der ganzen Rechtmäßigkeit zeitlicher Verträge.“⁹ Die Exzesse eines Kurtz, der im Roman die symbolische Position einnimmt, die im Expeditionsbericht Josti zukommt, erscheinen hier nicht als Verletzung der Geschäftsgrundlage, sondern als die hypertrophe, zur Kenntlichkeit entstellte Form des normalen Raubzugs. Zumal mit Kurtz, im Gegensatz zu Josti, ein Mann der atavistischen Grausamkeit verfällt, der durchaus Format und Führungsrolle verkörpert, mithin nicht für ein Versagen der zweiten Reihe stehen kann. Beruhigender gerät die Botschaft eines Frobenius: Berge von Totenköpfen sind immer noch das Werk exzentrischer schwarzer Häuptlinge, ein Beweis für die Notwendigkeit weißer Präsenz, nicht ihrer Abgründe. Kommandieren läßt sich noch im Namen der Kultur, angreifen ohne Ambivalenz, schießen ohne Sünde.

Der Kolonialkomplex erweist sich so gesehen als ein Medium, an dem sich Kriterien für literarische Differenzqualität gewinnen lassen. Hier ein Erzähler, dem die Selbstdistanz fehlte, dessen borniert-eingängige Popularisierungstechniken für den zeitgenössischen Erfolg sorgten wie auch für das symbolische Altern in den Augen nachgeborener Leser. Dort ein verzögert anerkannter Schriftsteller, der mit Marlow einen fiktiven Binnenerzähler installierte, um sich selbst indirekt objektivieren zu können, und das heißt: die Wahrnehmung eines ehemaligen Angestellten des imperialen Systems, der sich der Hybris des europäischen Ausgriffs, an dem er teilhatte, durchaus bewußt war.¹⁰ Während Frobenius das Sam-

⁹ Joseph Conrad: Herz der Finsternis [1899], S. 37 f.

¹⁰ Vgl. zu Conrads Bewußtseinsvorsprüngen wie -grenzen Edward W. Said: Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Frankfurt/M. 1994, S. 61 ff.

meln von Anekdoten und anderen Exotica aus dem Ruder läuft, wählt Conrad das manische Sammeln als Leitmotiv, nicht zuletzt, um eine mentale Friktion zur Sprache zu bringen. Marlow erkennt in Kurtz' mörderischer Jagd nach dem Elfenbein ein Verbrechen und ertappt sich doch wiederholt dabei, daß ihm der gewaltige Output der *inner station* Respekt einflößt. Daß er das innere Afrika eines Kurtz aus der Halbdistanz beschreibt, nicht mehr, nicht weniger, trägt zur beunruhigenden Aura der Erzählung bei.

III. Eine vergleichende Lektüre bringt allerdings auch eine hintergründige Gemeinsamkeit zum Vorschein, die sich der Grenzziehung zwischen Trivial- und Hochliteratur entzieht. Der Sog, den Marlows Geschichte nachts, an Bord der *Nellie*, auf die Zuhörer ausübt, verdankt sich nicht allein der nach und nach kristallisierenden Botschaft vom dünnen Firnis der Zivilisation, sondern auch dem medialen Träger. Marlow ist nur als Stimme präsent. Die Suggestivität mündlichen, ohne die Vermittlung durch Schrift auskommenden Erzählens spielt in Frobenius' Werk ebenfalls eine Schlüsselrolle, wenn auch in ganz anderer Konstellation. Eine der Illustrationen des Expeditionsberichts zeigt, wie der Deutsche des Abends im Zelt den *Märchen der Kongo-Neger* lauscht (Tafel XXXI). Deren Aufzeichnung sollte den Nukleus einer einzigartigen Sammlung schwarzafrikanischer Märchen, Sagen und Dichtungen bilden. *Das schwarze Dekameron* von 1910 und später die zwölfbändige Atlantisreihe belegten, was in der Kolonialzeit selbst die vergleichsweise antiautoritären Missionären mehrheitlich bestritten: eine genuin schwarze Poesie. Den umflorten Erinnerungen des späten Frobenius ist entnehmbar, daß es zuvorderst die auditive Erfahrung schwarzer Erzählkunst war, an der sich die eurozentristische Überheblichkeit des jungen Ethnologen brach.¹¹

Man könnte also schließen, daß in diesem Fall die Ideologie- in Faszinationsgeschichte ausgelaufen ist, die Stimme des anderen sich ganz buchstäblich als Garant der Völkerverständigung erwiesen hat. Doch wäre das eine etwas süßliche Coda. Die Aufwertung Schwarzafrikas im Zeichen der Ergriffenheit mündete nach dem Weltkrieg in einer kuriosen Theoriebildung, der Dichotomie zwischen metaphysisch veranlagten Schwarzafrikanern („Äthiopen“) und materialistischen Nordafrikanern („Hamiten“). Die gleiche Kulturscheide verlaufe in Europa, zwischen den tiefen Deutschen einer-, Franzosen und Engländern andererseits. Das verräumlichende Abgrenzen kultureller Einheiten in Afrika geriet so zum Vehikel für die Selbstfolklorisierung deutscher Kultur gegenüber dem Westen. Frobenius' Phantasie von den Schwarzen als den Deutschen Afrikas ist unschwer als quasi-ethnologische Variante der Opposition von Kultur und Zivilisation entzifferbar. Ein leichtes ist es, sich über den vereinnahmenden Germanozentrismus zu mokieren; produktiver scheint es mir, wie Haruyo Yoshida die Doppelwertigkeit des *Denkmusters* zu beleuchten.¹²

Von Kulturkreisen zu sprechen heißt, Kulturen als statische, geschlossene, fensterlose Einheiten zu verstehen, Entwicklung und Austauschbeziehungen zu leugnen. Und doch steckte im Reaktionären ein für eigensinnige Aufklärer anschlussfähiges Moment, das Unbehagen an einem einsträngigen Fortschrittsbegriff, gegen den sich das Recht auf und die Lust

¹¹ Vgl. Leo Frobenius: *Paideuma. Umriss einer Kultur- und Seelenlehre*. München 1921, S. 18 ff.

¹² Vgl. Haruyo Yoshida: *Streitfall "Kulturkreise"*. Zur Aktualität der Positionen von Spengler, Frobenius und Bloch. In: *Neue Beiträge zur Germanistik*. Bd. 3, H. 4 (2004), S. 58-72.

an Differenz geltend machen läßt. Ernst Blochs Konzept des Multiversums hat den Kulturrelativismus von seinen erzkonservativen Implikationen zu lösen gesucht und ist zwangsläufig auf eine Aporie gestoßen: Wie die Differenz des Eigenen und des Fremden wünschen, ohne das Recht auf gemeinsame Entwicklung und interkulturellen Austausch zu bestreiten? Es kommt auf den Zungenschlag an, mit dem man die Frage aufwirft.

Bloch selbst kritisierte den koloniale Dienstbarkeit eines technokratischen Fortschrittsverständnisses, das die schwarzafrikanischen Kulturen auf einem universalisierenden Zeitstrahl als rückständig verortete, und wertete das Querliegen der marginalisierten Kulturen als Reichtum auf. Zugleich bestand er auf einem Schwarz und Weiß gemeinsamen Humanum, der Gleichwertigkeit von Mensch und Mensch.¹³ Anders Frobenius, der mit Hinweis besonders auf schwarzafrikanische Erzählkunst den Kolonisierten überlegene Emotionalität und Intuition bescheinigte, und dafür von den Sprechern der Négritude als Mitschöpfer eines schwarzen Selbstbewußtseins gerühmt werden sollte; dessen Protest gegen europäische Selbstherrlichkeit jedoch mit einer Einstellung verkoppelt war, die an Afrika nur die mythische Vergangenheit interessierte, der zivilisatorischer Fortschritt in Form der Demokratie als Verfallserscheinung galt und die folgerichtig die Kolonisierten fürs antimoderne Ressentiment in Beschlag nahm. „Der Neger“, so eine besonders abstruse Formulierung von 1925, habe eine „der Autorität bedürftige Seele – darin gleichen die Neger genau den Deutschen.“¹⁴ Derlei hanebüchenen Essentialismus mußten die schwarzen Befreiungstheoretiker der sechziger Jahre (Fanon, Cabral) mitbekämpfen, hatten sie doch erlebt, das die Rede von der „afrikanischen Persönlichkeit“ den neuen Despoten des Kontinents, allen voran dem größten Verehrer Frobenius', Leopold Senghor, als Legitimation eines monarchischen Regierungsstils diene. Geistige Dekolonisierung bedeutete auch, sich gegen den deutschen Afrikanismus durchzusetzen, eine Mischung aus Schwärmertum und dem Glauben, Westeuropa habe die Demokratie gepachtet.

Will man der Signatur von Frobenius' Werk gerecht werden, ist eine stereoskopische Sicht hilfreich, die zwei unterschiedliche Blickachsen zusammenführt, also beides sieht: die unrettbare Völkerpsychologie und die verdienstvolle Kulturvermittlung. Ohne die eine war die andere leider nicht zu haben.

Dr. Markus Joch
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Schützenstr. 21
D-10117 Berlin

E-Mail: < markusjoch@gmx.de >

¹³ Vgl. Yoshida, ebd., S. 64f.

¹⁴ Leo Frobenius: Vom Schreibtisch zum Äquator – Planmäßige Durchwanderung Afrikas. Erlebte Erdteile III. Frankfurt/M. 1925, S. 30